

becken, kam nach einer alten Gewohnheit die alte Nachbarin durch die Küchentür, um ein fröhliches Fest zu wünschen. Sie hatte hinter unfremem Hause in einem sehr verfallenen alten Strohdach die Dorfherberge. Jetzt ist das Haus weggerissen; es gehört zu unfremem Garten. Nachdem sie ihren Kellerrausch angebracht hatte, sagte sie mit großen Augen zu meinem Vater: „Denk dir, ich habe heute abend einen Gast, und einen merkwürdigen; einen alten Mann, der von Amerika gekommen ist. Er fragt nach Pastor und Lehrer; aber besonders nach deinen Eltern. Er ist jetzt nach dem Kirchhof gegangen. Sag, ist es möglich, daß es der... der?“

Wir waren so verwirrt, als wenn die Balken über uns krachten und sich auf uns senkten. Meine Mutter stand unbeweglich gebückt überm Herd. Was mich anging, so sah ich alles sofort im Geist und sagte außer mir: „Er hat die Taschen ganz dick von Goldstücken!“ Ich bin überzeugt, daß auch mein Vater einen ungeheuren Glücksfall für sich und seine Kinder nahe sah; denn er war ein Phantast wie ich. Aber er sah meine Mutter an und maßigte sich und sagte: „Wenn er uns die dreihundert Mark wiederbringt, so soll es uns passen.“ Es ging immer ziemlich knapp bei uns her, und dazu waren die beiden Schweine im Stall an der Seuche eingegangen. Meine Mutter rührte sich am Herd und sagte in ihrer herben Art: „Du und dein Jung' seid unklug wie immer. Wenn er was hätte, würde er doch in der 'Soländerei' in Melbors wohnen und nicht in unserer Herberge!“

In dem Augenblick kam der Fremde. Er war ein hagerer, alter Mann mit schwarzem, bartlos Gesicht, und er hielt den Kopf etwas zurück, weil ihm das rechte Augenlid herunterhing. Ich meinte damals, daß er wohlgeheudet war; aber jetzt weiß ich, daß seine Kleidung, besonders für einen Amerikaner, die darauf sehr halten, armfelig war. Mein Vater sagte: „Dierk Peters!“ und zeigte in die Stube, wo der gedeckte Tisch stand.

Ich weiß nicht mehr, wie wir in die Stube kamen; ich erinnere mich aber, daß wir alle um den gedeckten Tisch standen. Der alte Mann sagte: „Ja, ich habe es immer wieder gut machen wollen, mein Leben lang; aber es ist mir nicht geclückt. Sie müssen wissen, wenn ich fünf Dollar in der Hand hatte, mußte ich sie verlinken und verpielen. Einmal hatte ich einen Freund angestellt, daß er mir die achtzig Dollar sammelt helfe; aber er hatte noch nicht die Hälfte in seiner Tasche, da kam es über mich, und ich überfiel ihn und brachte es durch — in einer Nacht. So bin ich siebzig Jahre alt geworden... und da bin ich hergekommen... ich wollte doch wenigstens an dem Grab der beiden stehen, und wenn da ein Sohn ist, so wollte ich ihm sagen, wie es gekommen ist... daß es über meine Kraft gegangen ist... ja. Und nun bin ich auf dem Kirchhof gewesen und habe die beiden Gräber gefunden... und ich habe es auch hier gesagt.“

Ich weiß, daß ich unfähig entäußert war. Unfähig. Ich von allen am meisten. Aber ich weiß auch, daß ich meine Eltern niemals mehr geliebt habe, als an diesem Abend, da der alte Mann als geehrter Gast zwischen ihnen an unfremem Festisch saß und von seinem elenden Leben erzählte.

Der Bleistift

Humoreske von Otto Anthes.

Konful Schneemilch war mit seiner Frau ein Stückchen über Land gefahren und in einer ländlichen Wirtschaft eingekehrt, der sogenannten Klosterröhle. Man sah dort im Schatten der alten Bäume und einer alten Mauer, des letzten Ueberrestes des ehemaligen Klosters, ebenso behaglich wie vom Wehen der Vergangenheit berührt. Da der Tag zudem ausnehmend schön war, so hatte er viele Menschen aus der Stadt gelockt, und der ein wenig vermehrte Kellner sah zwischen den ungewöhnlich zahlreichen Gästen umher wie eine ihr gewordene Hummel.

Als der Kellner dem Konful endlich den bestellten Kaffee brachte, sagte er: „Guten Sie vielleich einen Bleistift da, mein Herr? Da ist ein Gast, der will durchaus seine Rechnung schriftlich haben.“ — Er suchte mit den Achseln, als ob er dies Verlangen für vollkommen abwegig hielt.

Nun trug der Konful stets vier tadellos zugespitzte Bleistifte in einem viergeteilten ledernen Köcher in seiner Westentasche bei sich. Aber er dachte doch ein Weilchen, ehe er mit seinen Fingern einen Bleistift hervorzog und

vor den Kellner auf den Tisch legte. „Überwachen Sie“, sagte er dabei. — „Selbstverständlich“, murmelte der Kellner und ließ davon.

„Weißt Du“, sagte der Konful zu seiner Frau, „nächst barm Geld verborge ich einen Bleistift am liebsten gern. Entweder man kriegt gar nichts wieder oder mit Verrger.“

Als der Kellner nach einer halben Stunde wieder einmal vorbeikam, rief ihn der Konful an: „Sie, was macht mein Bleistift?“ — „Gleich, gleich“, rief der Kellner zurück und rannte davon.

Es verging abermals eine Viertelstunde, bis der Konful seine Mahnung zum zweiten Male anbringen konnte. Der Kellner warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, während er vorbeischaufte und knurrte: „Machen Sie mich doch nicht ganz verwirrt mit Ihrem Bleistift! Ich weiß sowieso nicht, wo mir der Kopf steht.“ Und war verschwunden.

Der Konful kniff die Lippen zusammen, sagte aber nichts dazu. Nach einer weiteren Viertelstunde gelang es ihm, den Mann zu stellen. Der aber schrie wütend: „Lassen Sie mich mit Ihrem verdammten Bleistift in Ruhe! Ich habe ihn nicht mehr. Was kann ich dabei machen?“ Damit entrannte der Eilige.

Der Konful wandte sich zu seiner Frau. „Was habe ich Dir gesagt?“ begann er. „Uebereignen“, fuhr er fort, „hat der Kerl von seinem Standpunkt aus recht. Ein Bleistift bedeutet im Grunde für mich eine belanglose Kleinigkeit, und er, der Mann, ist seiner Aufgabe nicht gewachsen, nebenbei sicher kein Kellner von Beruf, sondern eine Unschiffe. Was ihn noch mehr entschuldigt. Andererseits war es doch mein Bleistift. Ich finde mich nicht mehr zurecht in der Verwirrung, die sich zwischen Besitz und natürlichem menschlichen Anspruch erhoben hat.“

„Dendrein“, fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, „hat er jetzt wieder keinen Bleistift, und wenn nun wieder ein Gast eine schriftliche Rechnung verlangt, ist er von neuem in Verlegenheit.“

Er zögerte noch ein wenig und holte dann einen zweiten Bleistift aus seinem Köcher. Als er den Kellner mit seiner Absicht zu zahlen herangelockt hatte, legte er den Bleistift zu dem verlangten Gelde. Der Kellner aber, das Geld einstreichend, schob den Bleistift zurück und sagte gehässig: „Ich schreibe nicht mehr. Vorhin habe ich mich um eine Mark zu meinen Ungunsten verrechnet.“

Als er wieder weg war, sah der Konful eine ganze Zeit in tiefem Sinn. „Ob ich ihm nun auch noch die Mark ersetzen muß?“ sagte er dann.

Seine Frau lachte. Er aber brütete noch eine Weile weiter, indem er seine eigene Rechnung überprüfte. Und dann sagte er bereit, indem er sich erhob: „Nein, es ist nicht mehr nötig. Er hat die Mark schon selber bei mir draufgeschlagen.“

Der Sterbende von Waterloo

Schizze von Richard Curinger.

Ney hatte eine Handbewegung, als schlage er gegen lästige Wespen.

Regenwind warf Trompetenschall über die verregnete Ebene. Man kiebte im Sattel.

Wenn einer Brüstel decken will, muß er sich davor stellen. Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, ließ Schloß Sougmont halten, als gelte es nur Schloß Sougmont. Ralk riefelte aus den Schuttlöchern. Das Gebälk prasselte.

Wann war das, da Napoleon sagte, er habe täglich tausend Soldaten zu verzehren? Er hat sie nicht mehr. Arthur Wellesley verkaufte es seinen Herren an. Die schlichteste Taktik ist die genialste: verzehren lassen, was einer hat!

Wie heißt das Gebälk am linken Flügel? Papelotte oder so. Eine Schauer. Ein paar Ställe, Busch und Graden. Dreck und Gebälk. Wird gehalten!

Papelotte wird gehalten, als gelte es Papelotte.

Sougmont. — Papelotte. Es kommt nicht darauf an, wie das Raff heißt, wo einer seine Kräfte aufzehrt. Der Herzog dankte. Bitte, auf die Planken achten! Der Herzog Wellington ließ die Reiteren hängen, hinter einem Hügelkamm. Ein Storch ruderte am Himmel. Sehr zur Unzeit.

Soldaten sind abergläubisch, nicht einer schob auf das Tier.

Der Befehl an die Reiteren lautete: Herankommen lassen! Ruhig auf dem Boden liegen. Wenn ihnen dann die Pulver ausgeht, seelenruhig zusammenfallen! —

Wellesley ließ Tee ausschütten und Tabak verteilen.

Sie spielten den toten Mann. Ney machte sie lebendig. Zwanzigtausend ginonen tot dabei. Ney fluchte auf die Schweinehunde. Aber Bonaparte sagte: „Wellington verliert sein Handwerk.“

Ney kammele zu neuem Angriff. Als er, zum zweiten Male abgeschlagen, vor Erregung Menschen mißhandelte, ritt Bonaparte weg, nach La-Sane-Sainte. Ist es sinnlos, zusammengehoffene Mauernstümpe weiter zu zerstören, so ist es nicht sinnlos, sie anzugreifen. Halten und verbluten lassen! war der englische Befehl.

Es rührte sich nichts hinter den Planken. Meldeleiter um Meldeleiter kam zurück ohne Ahnung, wo Marshall Brouche herumkrawelte. Wer zweifelt, stürzt vom Sattel. Wer fruchtlos, fällt in den Wogrand. Bonaparte gab seine Uhr ab, nicht mehr auf die Zeit zu achten.

Es rührte sich nichts hinter den Planken. Meldeleiter um Meldeleiter rief sein gitterndes Pferd vor Herzog Wellington zur Ruhe: Es zeigte sich nichts von Kantonen.

Das schönste Verblutenlassen taugt nicht, wenn man selbst dabei verblutet. Bonaparte gab Befehl, Papelotte einzudrücken, ohne Rücksicht auf Verluste.

Ein verpöhlter Sterbender auf seinem Leierwagen hörte das Schreien der Entschcheidung. Teile der zerprengten Truppen irren durch die Wälder, müde und verzweifelt suchen sie Anstich an das abziehende Gros, verlieren sich im bergigen Gelände und haften ruhelos ohne Ziel weiter. Blutrot färbt sich hinter ihnen der Himmel im Rauch und Feuerfchein der brennenden Ortschaften: ein furchtbares Kanak für die Preußen, deren Land nun dem Korien auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist.

Auf einer Anhöhe, nur wenig fern von dem blutgetränkten Schlachtfeld, hält der Major Salbern, der Kommandeur der Brandenburgischen Husaren. Jetzt hängt ihm die rote Mütze von den Schultern, Schweiß triefst aus seinem Gesicht; seine Züge sind hart und zwingend. Von seinem unruhigen Gaul herab späht er nach allen Seiten, und wenn er einen flüchtenden Reiter sieht, herrscht er ihn an: „Hierher! Wollt Ihr heran!“

Neben dem Kommandeur, dessen unbedecktes, ergautes Haar wirrträchtig vom kantigen Schädel flattert, hält ein junger Leutnant mit trohigen, finsternen Augen, dem Alter aus dem Gesicht geschlitten: sein einziger Sohn, Ständartenführer des Regiments. Der rechte Arm, dem ein französischer Kürassier an Elle und Speiche die Sehne zerhieb, ist mit durchbluteten Fäden umwickelt und hängt in einer Schmir Schlupf vor der verstaubten Bekleidung. Die gereizte Regimentsbande steht mit dem Schattende in seinem linken Stiefelrohr, das obere Ende hat er sich mit einem Riemen um die Schulter binden lassen. So hat er die linke Hand frei, um den Wallack zügeln zu können.

Ein alter Waidmeier ist noch da mit rund zwei Dutzend Husaren. Das scheint der Rest vom Regiment zu sein, denn es findet sich kein Mann mehr an.

Da hallt von der Strafe her dumpfes Pferdgetrappel. Aus ertönen. Und nun precht eine Horde weißer Reiter im Galopp die Höhe hinan.

„Drauf!“ brüllt Major Salbern. „Die Ständarte sollen sie nicht haben, ohne sich vorher die Schadel einzurennen.“

Die Gänge prallen am Gang zusammen. Waffen klirren, Schüsse blitzen, Gebrüll und wilde Flüche gellen auf. Hin und her wälzt sich der Kanak. Reiterlose Pferde stieben davon, Schreie mischen sich in den Lärm.

Vorbei... Verwundete, Tote und Sterbende bedecken den Gang. Oben aber hält noch das zusammengeklammerte Säuflein der Husaren, die flatternde Ständarte über sich, und weicht nicht vom verlorenen Posten.

Wieder fegen Reiter heran. Kürassiere find's, eine ganze Eskadron. Die Husaren heben sich in den Bügeln und umkämpfen ihre Pistolen und Säbel. Jetzt fliegen die Angreifenden den Hügel hinan. Im furchtbar drohenden Zusammenprall werden die Husaren überrannt. Ein erbittertes letztes Handgemenge. Pferde überschlagen sich; es prasselt und klirrt und kracht.

Die Ständarte! Die Ständarte! Als sich Staub und Pulverdampf verzogen haben, sind die letzten Husaren seitwärts ausgebrochen und flüchten durchs Tal.

Dem Major ist dieser Weg versperrt. Er reißt seinen Gaul herum, greift noch eben den Wallack seines Sohns beim Zaum, legt die Sporen ein und preßt jenseits den Gang hinab, gewinnt freies Feld und hegt weiter. Einer der Reiter bemerkt die fliehenden, schreit und tobt, und schon laufen zwölf Kürassiere hinterdrein: Die Ständarte! Die Ständarte!

Herhard ist sechs Jahre alt. Erhard ist fünf Jahre alt. Herhard kommt nach Haus und sagt: „Ich glaube, die Rake daneben bei Pastor Fromm wird bald Junge kriegen.“

„Ausgeschossen“, sagt Erhard. „Warum denn?“ meint Herhard. „Weil“, erklärt Erhard, „die Rake ist ein Auer, und Gerren brüten nicht.“

Herantwortlich S. Semmelmann, Altana. Druck und Verlag: P. A. Santz, Altana.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altanaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 27

Samstag, den 11. Juli

1931

Die Ständarte der Brandenburgischen Husaren

Historische Skizze von Hubert Südekum.

Jena und Auerstätt! Der Troß des geschlagenen preußischen Heeres wälzt sich ostwärts. Teile der zerprengten Truppen irren durch die Wälder, müde und verzweifelt suchen sie Anstich an das abziehende Gros, verlieren sich im bergigen Gelände und haften ruhelos ohne Ziel weiter. Blutrot färbt sich hinter ihnen der Himmel im Rauch und Feuerfchein der brennenden Ortschaften: ein furchtbares Kanak für die Preußen, deren Land nun dem Korien auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist.

Auf einer Anhöhe, nur wenig fern von dem blutgetränkten Schlachtfeld, hält der Major Salbern, der Kommandeur der Brandenburgischen Husaren. Jetzt hängt ihm die rote Mütze von den Schultern, Schweiß triefst aus seinem Gesicht; seine Züge sind hart und zwingend. Von seinem unruhigen Gaul herab späht er nach allen Seiten, und wenn er einen flüchtenden Reiter sieht, herrscht er ihn an: „Hierher! Wollt Ihr heran!“

Neben dem Kommandeur, dessen unbedecktes, ergautes Haar wirrträchtig vom kantigen Schädel flattert, hält ein junger Leutnant mit trohigen, finsternen Augen, dem Alter aus dem Gesicht geschlitten: sein einziger Sohn, Ständartenführer des Regiments. Der rechte Arm, dem ein französischer Kürassier an Elle und Speiche die Sehne zerhieb, ist mit durchbluteten Fäden umwickelt und hängt in einer Schmir Schlupf vor der verstaubten Bekleidung. Die gereizte Regimentsbande steht mit dem Schattende in seinem linken Stiefelrohr, das obere Ende hat er sich mit einem Riemen um die Schulter binden lassen. So hat er die linke Hand frei, um den Wallack zügeln zu können.

Ein alter Waidmeier ist noch da mit rund zwei Dutzend Husaren. Das scheint der Rest vom Regiment zu sein, denn es findet sich kein Mann mehr an.

Da hallt von der Strafe her dumpfes Pferdgetrappel. Aus ertönen. Und nun precht eine Horde weißer Reiter im Galopp die Höhe hinan.

„Drauf!“ brüllt Major Salbern. „Die Ständarte sollen sie nicht haben, ohne sich vorher die Schadel einzurennen.“

Die Gänge prallen am Gang zusammen. Waffen klirren, Schüsse blitzen, Gebrüll und wilde Flüche gellen auf. Hin und her wälzt sich der Kanak. Reiterlose Pferde stieben davon, Schreie mischen sich in den Lärm.

Vorbei... Verwundete, Tote und Sterbende bedecken den Gang. Oben aber hält noch das zusammengeklammerte Säuflein der Husaren, die flatternde Ständarte über sich, und weicht nicht vom verlorenen Posten.

Wieder fegen Reiter heran. Kürassiere find's, eine ganze Eskadron. Die Husaren heben sich in den Bügeln und umkämpfen ihre Pistolen und Säbel. Jetzt fliegen die Angreifenden den Hügel hinan. Im furchtbar drohenden Zusammenprall werden die Husaren überrannt. Ein erbittertes letztes Handgemenge. Pferde überschlagen sich; es prasselt und klirrt und kracht.

Die Ständarte! Die Ständarte! Als sich Staub und Pulverdampf verzogen haben, sind die letzten Husaren seitwärts ausgebrochen und flüchten durchs Tal.

Dem Major ist dieser Weg versperrt. Er reißt seinen Gaul herum, greift noch eben den Wallack seines Sohns beim Zaum, legt die Sporen ein und preßt jenseits den Gang hinab, gewinnt freies Feld und hegt weiter. Einer der Reiter bemerkt die fliehenden, schreit und tobt, und schon laufen zwölf Kürassiere hinterdrein: Die Ständarte! Die Ständarte!

Herhard ist sechs Jahre alt. Erhard ist fünf Jahre alt. Herhard kommt nach Haus und sagt: „Ich glaube, die Rake daneben bei Pastor Fromm wird bald Junge kriegen.“

„Ausgeschossen“, sagt Erhard. „Warum denn?“ meint Herhard. „Weil“, erklärt Erhard, „die Rake ist ein Auer, und Gerren brüten nicht.“

Herantwortlich S. Semmelmann, Altana. Druck und Verlag: P. A. Santz, Altana.

Es wird eine furchtbare Jagd. Ein Ritt um Leben und Ehre! Talaut, talab, über Höhen und Triften. Endlich dunkelt weit hinten geradeaus Tannenwald auf.

Der Kommandeur wendet sich im Sattel um: „Hier, sechs, zehn, zwölf! Junge, wenn die Gänge durchhalten, schaffen wir's.“

Weiter geht der jagende Ritt. Besorgt dreht sich der Alte nochmals um: „Verdammt, sie kommen auf. Geh! die Sporen ein, Junge! Daß der Teufel!“

Eine letzte Kraftanstrengung, die Tiere dampfen und schreien. „Wir schaffen's nicht, die Gänge sind ausgepumpt. Es geht zu Ende. Einer von uns muß aber durch.“

„Ja, Vater, Du!“

„Ich? — Red' nicht so dumme! Wenn's der Weg am Walde zuläßt, werfe ich mich 'rum und laß mich zwischen sie. Du aber jagt weiter.“

Sie streiten sich. Der Junge will bleiben, wo der Vater bleibt. Der Alte mahnt, bittet, weist darauf hin, daß der Sohn verwundet ist, nicht kämpfen kann, daß er der letzte der Soldaten... Nichts, der Junge will nicht. Da fährt der Major auf: „Kreuzdonner, Leutnant Salbern, was habt Ihr in Treue den Tag getragen?“

„Die Ständarte der Brandenburgischen Leibhusaren.“

„Leutnant Salbern“, des Alten Stimme wird messerscharf, „diese Ständarte habt Ihr bei Eurer Soldatenehre dem König von Preußen mit einem letzten Gruß von mir zu überbringen. Verstanden?“

Da heben sich beide jäh im Sattel und starren auf einen langen, breiten Dornwall, der vor einem Wassergraben aufwächst. „Pos Tod und Teufel, Jung, was ist das? Soll das für uns beide das Ende sein?“

Wie sie dicht davor sind, entdecken sie zur Linken einen schmalen Durchlaß, hinter dem eine Brücke über den Grenzgraben führt. Der Alte späht vor, wendet sich und schreit in wild aufwallender Freude, den breiten Säbel schwingend: „So, Ihr weichen Hunde, Lumpenkerle, nun heran!“ Und seinem Sohne ruft er zu: „Vor und durch! — Dummer, lieber Junge, das ist die Erfüllung dem Vater und Offizier, daß er sich opfert für sein Kind und für seine Fahne. Gott mit Dir, und grüß' mir den König!“

Ein letztes Mal tauchen beider Augen ineinander, dann verschwindet der Leutnant mit der Ständarte durch die Lücke. Der Kommandeur aber reißt seinen Gaul herum, pariert und versperrt den Hecendurchlaß, indem er das Pferd mit der Hinterhand in die Lücke soweit hineinschiebt, daß er durch die hohe Dornenhecke auch festlich gedeckt ist. So erwartet er den Angriff der Feinde.

Die Kürassiere umkreisen ihn, kommen sie zu nahe, dann kracht sein Pistol. Minuten vergehen. Da endlich fällt ein junger Rittmeister den Alten an. Die Ringe blitzen, bedächtig wehrt der Major ab; Zeit will er gewinnen. Nun ist der Hufschlag hinter ihm verhallt — der Sohn ist gerettet. Da richtet sich der Alte hoch im Sattel auf. Er hat gebietet: „Der Herr segne Dich und behüte Dich!“ Nun lacht er auf und brüllt: „Und er gebe Dir seinen Frieden!“ Eine kurze Finte, der Säbel des Feindes klatzt in die Hecke, ein Blitz, und der furchtbare Hieb wirft den Rittmeister mit gepoltemen Schädel vom Pferde.

Stumpf sinkt der Alte nun im Sattel zusammen. Er ist so müde, so grenzenlos müde. Sinnlos erscheint ihm jetzt alles. Warum war das eben, warum?

Da dröhnt der ungeheure Schlag von einem Dutzend Pistolenschüsse in seine Ohren. Wie Stiche geht's ihm durch die Brust. Warm, ölig und doch mehr, mehr! Selbige Dimpfheit, selbige Dunkelheit, selbige Verdämmern... selbige Nichts.

Rangam rückt der schwere Körper aus dem Sattel. Soldatenlos! Heute dir, morgen mir...

Der Leutnant Salbern aber ist weit. Er wird die Ständarte der Brandenburgischen Husaren seinem Könige bringen und von einem wackeren Kommandeur berichten, der sich freudig für Fahne und Sohn opferte.

Wie Jürgen Wächter sein Gewissen zwang

Schizze von Wilhelm Lennemann.

Das war vor 400 Jahren, der Bauer stand auf im Lande. Ein Leben galt wenig, und das Blut war ein gemeinsamer Saft geworden. Da haule nicht weit von der Bischofsstadt Münster der Bauer Hein Holthausen. Er war noch jung, ein wilder und rauher Gesell, der lieber im Walde der verbotenen Jagd nachging, denn daß er in Ehren seine Scholle bewirtschaftete. Der Graf, dem er jinst, hatte ihn darob einmal streng bestraft.

Das ging so die Monde hin bis in den Herbst als die Eberfchen korallenrot perlen. Da rannte Hein eines Nachmittags saugend wie ein gehektes Tier auf den Hof: „Schnell, Marie, hilf, daß ich nicht ins Loch komme! Die Gräflchen sind hinter mir her.“

Da war jetzt keine Zeit für laute Worte. Die Frau schrie: sie war sein Weib und mußte, was sie dem Manne schuldete.

Nach wenigen Minuten schon knallte es gegen die Dielentür. Jürgen Wächter, der größte Jäger, stand mit etlichen Knechten davor. „Der Hein muß heraus!“ forderte er. Die Frau zuckte mit den Schultern: „Da fuch!“

Die Knechte liefen ins Haus und kehrten Risten und Käfen um. Jürgen suchte auf dem Hofe. Als er an der Regentonne vorbeiging, die auf einem großen Mühlsteine stand, stolperte er über eine Eisenfange. Er wollte sie mit dem Fuße beiseite stoßen, da merkte er, daß sie in einer Fuge des Mühlsteines steckte. Er hielt inne; ein böser Verdacht stieg in ihm auf. Er sah in die Tonne; sie war leer.

Schon wollte er die Knechte rufen, da stand die Frau vor ihm. Ihre Augen flackerten in einer entsetzlichen Bangigkeit, als steckte ihr der Dolch im Genick.

„Jürgen!“ schrie sie. Nur dies eine Wort; aber das zerplitterte in hundert leuchtende Witten, und eine jede griff nach dem Jäger, daß er wie in einem Netze vieler haltender Hände gebannt war. Und immer noch flammten ihm die Augen an... Da zerrann ihm das rufende Wort auf der Zunge; um eines Pulschlags Länge setzten Gewissen und Wille aus.

Und da sagte etwas laut aus ihm; er hörte es und konnte ihm nicht wehren: „Gut war's für den Hein, wenn er sich über die Grenze machte.“

Dann wandte er sich und rief die Knechte. Gruchlos verließ er den Hof. Und schritt hart und schwer, den Kopf geduckt, als trüge er an drückender Last.

Jürgen, der Jäger, ging in Wirtnis und Not. Sein Gewissen brannte. Die Untreue schmerzte wie ein Feuer.

Hein wurde flüchtig; allein rackerte sich die Frau auf dem Hofe ab. Auch das traf den Jürgen schwer. Seine Schuld!

Aus dieser doppelten Gewissenswirtsch mußte der Jäger nur einen Ausweg: Er nahm bei dem Grafen seine Entlassung, ging zu der Bäuerin und bot sich als Knecht an. Die schaute groß auf; erlähmt; schrie: „Dazu allot!“

„In Züchten und Ehren“, antwortete Jürgen auf den Blick. Da nahm ihn die Frau dankbar an.

Der Winter ging, und das Frühjahr kam mit Duft und Glanz; die Erde garte und rief! Nach Bauer und Flug. Aber viele hatten keine Zeit für Acker und Eisen, sondern waren

nach Münster gezogen, von Rat und Bischof ihre Freiheit zu erlösen. Und in diesen Tagen — Jürgen kam gerade vom Felde — prang ein Mann, keuchend vom stehenden Lauf, durch das Hoftor. Der Graf war's. „Kettet mich, Jürgen. Die Bauern sind hinter mir her.“

Einen Augenblick stuchte der Jäger, dann schlug eine helle Freude in sein Gesicht: Nun löste er die Schuld! Er stemmte und hob die Tonne bei Seite, hob mit dem eisernen Hebel den Stein hoch und wies auf eine zweite Tonne, die darunter in der Erde steckte.

Der Graf hochte in dem dunklen Loch; Jürgen schlenderte über den Hof.

Da jagte auch schon ein wilder Kerl heran, den Spieß in der einen, die Pistole in der andern Faust. Betroffen schaute er auf den Jäger: „Wer seid Ihr? Saut Ihr mit ... der Bäuerin zusammen?“

Antwortete Jürgen: „Jäger war ich bei dem Grafen und bin nun Knecht der Bäuerin. Ihr Mann ist flüchtig geworden. Was wollt Ihr?“

„Das sollt Ihr schon erfahren. Erst den Grafen und dann Euch! Wo steckt er?“

„Ich weiß es nicht“, frohlockte Jürgen, „müht ihn schon suchen.“

„Werd' nicht lange suchen“, lachte der Kerl und ging auf die Tonne zu.

Mit einem Satz sprang Jürgen davor. Da kam auch die Frau aus dem Hause. Ging auf den Mann zu, schaute ihn an. „Hein!“ schrie sie. Trotz seines struppigen Landstreicherbartes hatte sie ihn erkannt.

„Ich bin nicht Hein“, grölste der Mann. „Macht Platz, Frau, daß ich den Grafen kriegel! Oder soll ich erst die Geißeln vom Baldrande herbei pfeifen? Saut' die dort gelassen, daß mir keiner meinen Spatz vererbe.“

„Ist Euch das Worten Spatz?“ fragte Jürgen.

„Ich will nicht wissen, wer Ihr seid. Aber da war einmal eine Stunde, da habe ich Pflicht und Ehre fahren lassen, um den Mann dieser Bäuerin zu retten. Nun hüß ich meine Untreue im Knechtsdienst. Und hab' gewartet in Weh und Not auf den Tag, der mich wieder ehrlich mache. Glaubt Ihr, ich lasse mir diese Stunde durch Eure Mordgelleute rauben?“

Er stellte sich breit hin vor den anderen und zog sein Messer.

Da lenkte der Wilde den Spieß: „Kein Dank ist Euch geworden. So will ich ihn Euch an Stelle jenes flüchtigen geben, daß Ihr wieder ein ruhiges Gewissen habt.“

Wandte sich und ging. „Hein! Hein!“ schrie die Frau. Eine abweisende Handbewegung machte der Mann. „Quitt!“ schrie er und schritt durch das Hoftor.

Des anderen Tages fand man den Hein — denn er war es wirklich gewesen — erstickt am Baldrande. Die Ausständigen, denen die versprochene Beute entgangen, hatten ihrem Anführer den Dank mit dem Messer geschrieen.

Der Hof steht noch heute; die Bauern auf ihm heizen Wälder; und ihr Urahn war Jürgen, der Jäger.

Das Feuermaal

Schizze von Wolfgang Federau.

Selbst ein aufmerksamer Beobachter hätte nicht behaupten können, daß Elly sich in ihrem Wesen sehr von anderen Mädchen ihres Alters unterschied. Die Tränen sahen ihr nicht lockerer als vielen anderen, sie lachte gern und trug ihr Schicksal anheimelnd mit Gelassenheit.

Gewohnheit vermag ja viel. Wer sein Leben lang gesund und kräftig gewesen ist, der wird die Einbuße eines Gliedes, des Gehörs oder des Augenlichtes schwerer ertragen als ein anderer, der sich seit seinem ersten Lebensstage auf Krücken oder blind durch dieses Lebens graue Unendlichkeit schleppen muß.

Das Schicksal Ellys war ein Feuermaal, das sich breit und flammend rot über die linke Wange und den Hals bis zum Schlüsselbein hinunterzog. Sie trug es seit ihrer Geburt, und vieler Aergte Kunst hatte sich vergeblich bemüht, es zu beseitigen. Solange Elly ein Kind war, litt sie schwer unter der Grausamkeit, dem Hohn, der schlecht verhehlten Zurückhaltung ihrer Spiel- und Schulfahrten. Später bekam ihr Leiden ein anderes Gesicht. Sie, die so gern tanzte, die jugendfroher Geselligkeit von Herzen geizig war, erkannte früh genug, wie das Glück der Frau im wesentlichen von der Schönheit ihres Wesens abhängt. So ersuchte Elly fast unbewußt, daß sie auf alles Glück zeitweilen würde verzichten müssen. Auf eines bestimmt — auf die Liebe.

So lebte sie, ohne Geselligkeit, ohne Freunde und fast ohne Freundin, dahin, in einer besonderen stillen Art. Tüchtig in dem erwählten Beruf, gelang es ihr, auch in schwierigen Zeitläuften gutbezahlte Vertrauensstellungen zu erhalten. Das lag nicht nur an ihren Leistungen — sondern wohl ebenso sehr auch daran, daß ihre Chefs die berechnete Ueberzeugung hatten, dieses Mädchen könne den jungen Herren der Firma die Kappe nicht verbrehen. Sie würde niemals störend in die hühe, von Zahlen, Konten und Lieferungsverträgen beherrschten Atmosphäre des kaufmännischen Betriebes eingreifen. Und sie hatten recht, die Chefs, natürlich. Denn Elly war für das kaufmännische Personal ein Neutrum. Man konnte sich soweit an ihr Aussehen gewöhnen, daß man nicht mehr erschrak, wenn man sie anblickte. Daß man ihren Mangel an anderer Vorzüge willen vergaß, soweit ging die Gewohnheit nicht.

Und dabei ... Jumeilen, wenn Elly abends in ihrem Zimmer stand, schloß sie dem Ankleidespiegel ernsthaft müllerte, ehe sie ins Bett schlüpfte, dann glitt ein kleines, bitteres Lächeln über ihre Lippen. „Saut ich nicht wohlgeformte Beine?“ fragte sie sich. „Die schlanksten Fesseln? Einen Körper, schöner als die meisten, die man in den Magazinen abgebildet sieht?“ Ach ja, diese und hundert andere Fragen konnte Elly sich stellen und sie getroßt bejahen. Aber was half das? Wer sie sah, der wurde über dem aufdringlichen Feuermaal blind gegen alle anderen Vorzüge des Mädchens.

Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß Elly in selbsterwählter Einsamkeit einen Ersatz für alle die geübten und vergnügungen suchte, die ihr vom Schicksal verweigert wurden. Sie reiste viel, und die Möglichkeit, fremde Landschaften zu sehen, war ihr ein dauerndes Glück. Mit Vorbedacht wählte sie Wege, die weit ab lagen vom üblichen Fremdenverkehr, kleine Orte, von Sommergästen alljährlicher Art kaum je gekannt und berührt. Hier, in der Einsamkeit der Berge, der Wälder und des Meeres, warf sie sich an das große, mütterliche Herz der Natur und führte für die Spanne weniger Wochen alljährlich ein fast pflanzenhaftes, seltsames Dasein.

Einmal jedoch ließ sie sich von einer Freundin überreden, gemeinsam einen stark belebten Badeort in den Alpen aufzusuchen. Sie bereute ihre Aufgabe rasch genug, sie vernichtete — im Kreise dieser eleganten und oberflächlichen Kurgäste — jene innere Befreiung und überströmende Selbstvergessenheit, mit der sie sich sonst den E-lichkeiten der Natur hingegen hatte. Doch blieb sie, um die Freundin nicht zu kränken, mit dem schmerzlichen Bewußtsein allerdings, daß dieser Sommer ein verlorener sei.

Am letzten Abend ihres Urlaubs, während die Kollegin an irgend einer privaten Tanzgesellschaft teilnahm, schlenderte Elly träumerisch und nachdenklich und ein bißchen traurig an dem Ufer des schönen Sees entlang, an dem auch ihr Hotel lag. Die Dämmerung wich bald nächtlicher Dunkelheit. Ernst und hoch standen die Silhouetten der Berge unter dem sternlosen Sammet des bewölkten Himmels. Die Ruverhaltung hatte eine Rampionfahrt auf dem nächtlichen See angeregt, und schon sah man, unter den wiegenden Klängen einer Kapelle, hier und da mit bunten Papierlaternen geschmückte Boote durch das schwarze und geheimnisvolle Wasser gleiten. Elly, von einer undeutlichen Trauer und Sehnsucht gequält, verspürte den Wunsch, mitzutun und sich auf diese Art von den lastenden Gedanken und Empfindungen zu befreien.

Mit gemächlichen Ruderschlägen trieb sie ihr Boot der Mitte des Sees entgegen und meinte sich unter die anderen. Leise sumnte sie die Melodien der Kapelle mit, wachen pettie herüber und hinüber, und die spärliche Beleuchtung der Rampions, die nicht ausreichte, die Gesichter der Fahrtenbenutzenden kenntlich zu machen, verlieh dem einsamen Mädchen ein seltsames Gefühl innerer Freiheit. „Niemand sieht, wie ich in Wahrheit aussehe“, dachte Elly beglückt.

Einmal stieß sie in der Dunkelheit mit einem anderen Gefährt zusammen. Sie schrie leise und erschreckt auf und bemühte sich, das verloren gegangene Gleichgewicht zurückzugewinnen. „Keine Angst, schönste Frau!“ sagte da eine tiefe, warme, männliche Stimme, und schon streckte sich ein Arm herüber, hielt eine starke Hand den Bug des schwankenden Bootes fest.

Sie konnte das Gesicht des Mannes nicht erkennen. Aber der Wohlklang seiner Stimme streifte sie wie eine zärtliche Berührung. Die beiden wechselten ein paar heitere Worte, trennten sich, kamen einander wieder nahe, und ganz von selbst betraute er sich endlich, daß die schmalen Boote Bord an Bord nebeneinander dahintrieben, zusammengehörten.

Sie konnte das Gesicht des Mannes nicht erkennen. Aber der Wohlklang seiner Stimme streifte sie wie eine zärtliche Berührung. Die beiden wechselten ein paar heitere Worte, trennten sich, kamen einander wieder nahe, und ganz von selbst betraute er sich endlich, daß die schmalen Boote Bord an Bord nebeneinander dahintrieben, zusammengehörten.

Sie konnte das Gesicht des Mannes nicht erkennen. Aber der Wohlklang seiner Stimme streifte sie wie eine zärtliche Berührung. Die beiden wechselten ein paar heitere Worte, trennten sich, kamen einander wieder nahe, und ganz von selbst betraute er sich endlich, daß die schmalen Boote Bord an Bord nebeneinander dahintrieben, zusammengehörten.

lediglich durch den Arm des Mannes, der mit festem Druck den schmalen, zitternden Körper des Mädchens umspannte.

Was sie miteinander sprachen, darüber vermochte Elly sich späterhin keine Rechenschaft zu geben. Einmal küßte der Mann ihre Hände. „Die schönsten Frauenhände, die ich jemals in meiner Branche halten durfte“, sagte er, und Elly nickte. Einmal küßte er ihre Lippen. Die Rampions waren bereits seit langem erloschen. Zum ersten Male berührte eines fremden Mannes Mund Ellys Lippen — und sie erschauerte. Endlich löste sie ihr Boot von dem des Fremden. „Wir müssen uns trennen“, sagte sie flüsternd. „Kann ich Sie nicht ans Ufer begleiten?“ fragte der Mann. — „Nein — ich bitte,“ meinte Elly ab, so ehrlich erschrocken, daß der Unbekannte seine Bitte nicht zu wiederholen wagte.

„Darf ich Sie wenigstens wiedersehen?“ betonte er. „Wenn nicht hier, so an einem anderen Ort? Ich muß schon morgen fortziehen.“ „Vielleicht“, flammelte Elly. Aber sie vergaß, sich seinen Namen, seine Anschrift mitteilen zu lassen. Und als es ihr einfiel, war sein Boot schon von der Dunkelheit aufgesogen. „Es ist am besten so“, dachte Elly — und es kann sein, daß der Mann sich etwas Ähnliches sagte.

Am anderen Morgen, im überfüllten Zuge, sah ihr ein Herr gegenüber, vornehm, auffällig gepflegt und elegant. Manchmal streifte ihn über das Buch hinweg ihr flüchtiger Blick. Dann sah sie, daß auch seine Augen öfter auf ihrem Antlitz ruhten.

„Wie hübsch, wie abgründig hübsch dieser Mann wäre, wenn er nicht so wunderbare, so gute Augen hätte!“ dachte Elly.

„Wie unglaublich schön, wie mädchenhaft schön dieses Mädchen wäre, wenn das hübsche Feuermaal das Gesicht nicht so entstellte!“ dachte der Mann.

Sie trennten sich in München mit einem kühlen, höflichen Gruß. Keiner von beiden mußte, daß ihre Lippen noch in der vergangenen Nacht heiß und brennend aufeinander geruht hatten. Sie trennten sich auf Nimmerwiedersehen und waren doch vielleicht dafür bestimmt, einander lieb zu haben und sich glücklich zu machen.

Stundenvierzig Autos

Schizze von Alfred Dieck.

Ehrenfried Meusel ist genau so dickfellig wie er ausieht, steht aber irgendwie mit einer geheimnisvollen Glücksgöttin im Zusammenhange. Weder Pfarrer noch Lehrer kamen allerdings in Versuchung, den Knaben der Dorfschule für ein gelehrtes Studium zu entreißen: er fand vielmehr Arbeit und Unterkunft bei dem reichen Mühlenbesitzer des Ortes und tat sich rühmlichst im Schleppen der schwersten Säcke hervor. Siebenunddreißig Jahre vergingen so in rastloser Mähererei, bis die gute Fee, kleiner Aushülser überdrüssig, die große Umwälzung herbeizubereite.

Kurz vor dieser Begebenheit starben Meusels Eltern; der Sohn erbte, wie wohl von den Schwärmern bei der Teilung schmählich betrogen, durch den Verkauf des elterlichen Gütertausend Mark und etlichen alten Pfund. Auf Grund dieser Summe wurde der nunmehr einundfünfzigjährige Junggeselle sofort von einer Witwe, der schlimmsten Dorfganstippe, geheiratet.

Die erste Regierungshandlung Ida Meusels war die sofortige Beschlagnahme der tausend Mark; ebenso wanderte von nun an der Wochenlohn regelmäßig in die Hände der Frau, die stets nur eine Mark unter einbringlichen Ermahnungen zur Sparsamkeit zurückgab. Weiteren Geldbesitz leugnete — durch die enteigneten tausend Mark kühn gemacht — Ehrenfried hartnäckig und wußte mit der hundert Mark Erparnisse in einem Brustbeutel ängstlich verborgen zu halten. Die zärtliche Ehegatte erhob nun in den Zittermoosen ein böses Gezähne, daß der Mann vor der Hochzeit ein liebes Leben in Prosserei und lüdnsthaft Verschwendung geführt habe.

Ehrenfried schloß beharrlich zu diesen Anfeindungen. In der Tiefe seines Herzens setzte sich jedoch allmählich der Wunsch fest, die oft und anfänglich geschilderten Sünden einmal in Wirklichkeit zu begehen. Die Ausführung schien freilich nur in der nahe gelegenen Stadt möglich: ein fast ausichtsloses Bestreben bei Idas Charakterstärke.

Indessen — die Glücksgöttin half. Ehrenfried fühlte seit einiger Zeit gesandheitsliche Bedenken, sinnierte wochenlang, gab sich endlich einen Ruck, ging zum Café. Der Tag

in eine Abrechnung vertieft — in seinem kleinen Privatkontor, als sich der Müller hereinsetzte und nach einigem Wäuspern die mobilisierte Rede vom Stapel ließ:

„Herr Schmalbe, ich tu mir schon längst nicht wohl! Hier oben“, ein kräftiger Schlag auf die Brust, „steht zu wenig Luft! — hier unten“, ein entsprechendes Hochen auf den Bauch, „hier unten sage zu viel Luft! Viel zu viel Luft!“

Der Prinzipal sprang auf, drängte Ehrenfried eilig zur Tür raus: „Machen Sie schleunigst, daß Sie zum Arzt kommen!“

Gegen einen Befehl des Chefs wagte sich Ida — gerade in der großen Wäische begriffen — natürlich nicht aufzulehnen. Und so wanderte Müller Meusel alsbald im Schmucke seiner besten Kleiderpracht der Stadt zu. Enger graue Hosen umschlossen die dünnen, krummen Beine; der starke Oberkörper steckte in einem weitreihigen, hochgeschlossenen, dicken Rocke von grünlischer Färbung, auf dem Knackerköpfe thronte ein viel zu kleiner brauner Hut.

Nach dem Arztbesuch trieb sich Ehrenfried ziellos in der Stadt herum, den riesigen grauen Regenschirm, ein Familienerbstück, fest umklammernd. Suchte nach Gelegenheit, sich endlich einmal zu amüsieren. Die Gesellschaft der Hauptstraßen wirkte zu wenig verlockend auf den Mann vom Lande. Er bog in eine Seitenstraße und landete vor einer Vortier-einnahme; glockte mit hervorquellenden Augen die bunten Wesen an. Sie es eigentlich gelchehen war, wußte Ehrenfried nachher selber nicht. Jedenfalls trug er auf dem Heimwege — ein ganzes Los in der Tasche. Höhere Mächte hatten ihre Hand im Spiel.

Sechs Wochen später hochte der Müller nach Arbeitslohn allein in der Küche, als der Briefträger eintrat. „Telegramm für Ehrenfried Meusel!“ Der Lieberstahl mochte erst nach geraumer Zeit, mit zitternden Händen die unheimliche Depesche zu öffnen. Mühsam entzifferte er die einzelnen Buchstaben. Kein Zweifel: Ehrenfried war Alleingewinner des großen Loses.

Zuerst bekam er einen heftigen Schreck. Was würde Ida sagen! Indessen — nach zweifundzwanzig, schmeiltreibendem Nachsinnen wurde ein letzter Plan gefaßt. Die aus dem Dorfe von einem ausgiebigen Trafsch zurückgekehrte Ida erhielt lediglich von einem Gewinne in Höhe von fünfzigtausend Mark. Und auch diese Summe sollte der Ehegatte nur dann ausgezahlt werden, wenn sie sich schriftlich verpflichtete, davon dem Manne monatlich zweihundert Mark zukommen zu lassen. Es gab einen stürmischen Austritt, aber Ehrenfried blieb fest.

Bald privatisierten Meusels in einem häußlich erworbenen Dorfhausen, und der Herr Rentier wanderte trotz Scheltens seiner Alten täglich allein in die Stadt. Den großen Rest des Gewinnes hatte er durch Vermittlung des Notarieinnehmers bei einer Bank eingezahlt.

Der reich gewordene Müller war Stammgast in einladenden Kaffeehäusern, wo er dem Leben und Treiben interessiert zusah und die betrachten oder tief grübelte, den grauen Regenschirm fest zwischen die Beine geklemmt.

Jedoch — „höheren Ortes“ wurde man auf den eigenartigen Millionär aufmerksam. Eines Morgens, im „Wiener Café“, lud ein seiner Herr den freudig überraschten Müller zu einer interessanten Autofahrt ein. Die schlichten vorgebrachten Bedenken — Idas halber — wußte der Fremde geschickt zu zerstreuen. Man setzte sich in den Wagen — und los ging es.

Die Reiseerlebnisse übertrafen Ehrenfrieds kühnste Träume. Er gelangte in die Reichshauptstadt, als im feinsten Hotel nie gesehene Gerichte, rauchte fabelhafte Zigarren, kam aus den Klubsesseln kaum noch heraus. Direktoren und Generaldirektoren besaßen sich lieblich mit Herrn Meusel. In einem prächtigen Bürohaufe wurden Filme ausländischer Autofabriken mit dem ganzen Produktionsgang vorgeführt. Später war die Rede von vielem Verdienen: alles hatte nur auf den dorkischen Herrn gemauert, um diesen in den Weltkonzern — als Großverdiener versteht sich — einzureihen. Ehrenfried brachte für alles Gebotene nur eine Lumpsumme in der Tasche mit.

Als er nach Hause fuhr, fand sein Name unter einem Verträge des Inhaltes, daß Herr Meusel als Generalvertreter einer großen Autofabrik für das erste Jahr achtundvierzig Automobile zu fünftausend Mark fest gekauft hatte. Jeden Monat sollten vier Wagen gegen Kasse anrollen.

Am Anfang des nächsten Monats bekam Ida die ganze Geschichte heraus, als die vier ersten Automobile eintrafen. Es gab einen ersten Anstoß bei Meusels. Schließlich wurde der Mühlenbesitzer, Herr Schmalbe, ins Vertrauen gezogen. Ein Notar machte die weitere Be-

setzung von Autos rückgängig. Natürlich mußte Schadenersatz geleistet werden. Ehrenfrieds übriges Geld legte man sicher an. Er selbst war stark eingeschlüchert und gab das feierliche Versprechen, sich nicht mehr auf Geschäfte einzulassen oder irgend wem Unterschriften zu gemachen.

Wer jetzt billig einen Markenmoogen erstehen will, der gebe zu Herrn Meusel. Ich glaube, er hat sie noch alle vier.

Zwischen Verrat und Krokodilen

Einer wahren Begebenheit nachgezählt

von Gerhard v. Gottberg.

Irgendwo — weit hinten im Urwald — droht tief und klappernd die Palavertrommel der Papuas. Es ist ein ganz dumpfer Laut, fürcht erweckend für den einsamen Deutschen, lärmend ... Er hat sich in die dunkelste Ecke seiner Hütte gedrückt, starrt mit tief in den Höhlen liegenden Augen auf eine Riesenspinne, die behaglich über den Schilfbelag des Bodens sitzt. Er ist bewegungslos, hört nur in der Ferne das Trommeln der Eingeborenen.

Was werden sie sich zu erzählen haben? Neue Kunde von da drüben, wo seit fünf Tagen in Friedrich-Wilhelms-Hafen Brianniens Flagge über der deutschen Station weht? Oder ist es etwas anderes, haben die Eingeborenen Kunde von ihm, auf dessen Kopf England 30 Pfund Judaslohn setzte?

Der einsame, in Felsen gehüllte Deutsche starrt tief auf, immer wieder gehen ihm unter dem Sumpffieber die Gedanken im Kreis.

Wie kam das doch alles, daß eine friedliche Welt in lauterem Saß auseinanderfuhr? Hier in Deutsch-Neuguinea hatte keiner an Krieg geglaubt, weder die wenigen Küstenfahrer noch die Regierungsbeamten, die sich da allabendlich in der Mission trafen. Und dann war der Krieg doch da gewesen. Der Bezirksamtman hatte die Deutschen verlammt, eine kurze Aufklärung: „Widerstand für uns ausgeschlossen!“ Und wenige Tage später betraten die Deutschen als Gefangene englische Klanken. Nur er nicht. Hatte man deshalb drüben in der Heimat vor 15 Jahren gedient, um jetzt die Fäuste in den Schoß zu legen? Nein! Lieber das Letzte tun, den Auftrag übernehmen, den alle für Wahnsinn gehalten, lieber unter den Krokodilen hausen, den Verrat der Eingeborenen ertragen oder dem Sumpffieber sich ausliefern!

Und unbewußt steigt aus dem dumpfen Grübeln des einsamen Deutschen ein Klingen und Singen, ein Rauch erfüllender Pflicht an der fernsten Heimat. Es ist auf einmal ganz hell in ihm, die Frostschauer des Fiebers versiegen. Er steht auf, greift zur Büchse. Das Klappern aus dem Schlaf gelochter Krokodile und das heisere Getöse erwachender Papagen begleiten ihn.

Lange geht er. Ein lichter Streifen, der fließschnell den Tropentag einleitet, fährt herauf. Vor ihm die See, ein schmaler Arm nur, eingefaßt von Palmen, Urwald und dem Sumpf Deutsch-Neuguineas.

Und dann ist es wieder wie gestern. Auf der höchsten Palme weht der weiße Drei-Meter-Wimpel vor dunklem Grün. Er kann den verfluchten Deutschen verraten, er kann aber auch den gehehnten deutschen Schiffen des Speeschen Geschwaders Retter werden.

Es ist ein langer Tag. Die Sonne glüht, hat längst des Deutschen Haut tiefrot gefärbt, ihm die Augen entzündet und Blasen gebrannt. Irgendwo — weit in der Ferne — verweht eine Rauchfahne. Scharf und kantig zeichnen sich die Umrisse eines britischen Kreuzers, der ahnungslos vorbeizieht. Das ist das Erlebnis eines Tages, dem wieder die Nacht folgt in der Schilfhütte, von Malariaanfällen umgaukelt von Krokodilen bedrängt. Tag um Tag, Nacht um Nacht. Vernichtend in der Kette von Endlosigkeit, Einsamkeit und Qual.

Und es wird schlimmer mit dem Einsamen, der da Außenposten ist für die ferne Heimat, von dem diese nichts weiß und niemals etwas wissen wird. Die Kommandanten der Auslandskreuzer haben nur eine Notiz. Auf Neuguinea, Punkt 10 und so ... Nachrichtenstelle „A“. Sie wissen nicht, ob sie diese je brauchen werden ... keiner weiß es!

Das Fieber muß Krallen haben. Es sticht und macht taumeln, denkt der Deutsche. Er schleipst sich am Sumpf entlang. Es ist heute schon lichter als sonst. Ein träges Krokodil liegt quer vor ihm über dem Fluß. Er hebt die Büchse, knallt zwei, dreimal. Denkt in seinem Fieber nicht an die Gefahr, gehört zu werden. Es ist ihm alles gleich.

Er sieht seltsame Gestalten, vor denen es sonst floh. Ein Papuanmädchen mit dem typischen Holzstab in den Nasenflügeln, in grellerer Tatuierung, flüchtet schreiend vor ihm ins Dickicht.

Und er steht wieder am Meer. Der lange Wimpel weht. Da ... sind es Fieberbilder? Ausmüchse von Sehnsucht, Sumpf, Wahnsinn? Querab, stolz und gepaligt in tiefeschwarzer Farbe ein riesiges Schiff. Er will flüchten, er kann es nicht. Er glaubt Englands Flagge zu sehen, aber die Fäße sind ihm Blei. Und dann ein Aufstehen ...

Auf der Brücke „S. M. S. Hilfskreuzer „Brins““ fliegen die Ferngläser an die Augen. Sie sehen eine winzige Gestalt, sehen den Wimpel: „Alta, Nachrichtenpunkt „A“.“

Benige Minuten später pult ein Boot zum Strande. Stolz weht Deutschlands Kriegsflagge am Heck. — Sie müssen dem Zerlampen ins Boot helfen, ihm zu trinken geben. Und bald darauf steht ein namenloser Deutscher vor dem Kommandanten: „Englische Kreuzer vor und um Neu-Guinea! Am 24. September S. M. S. „Cormoran“ hier eingelaufen, von mir gewarnt, verließte sich vor zwei verfolgenden englischen Kreuzern und entkam. Seit 24. ist Friedrich-Wilhelms-Hafen von zwei Feindestaillonen besetzt.“

Der Kommandant weiß, was diese Nachricht ihm bedeutet. Mit teilnahmsvollem Blick aber sieht er auf den Melder, fragt: „Sie sind an Land bald verloren. Wollen Sie nicht an Bord bleiben?“

In dem gelben, vom Fieber zernagten Faltengesicht vor ihm strahlen sich die Wästel: „Niemals, Herr Korvettenkapitän! Ich muß auf Posten bleiben, bis ...“

Eine Stunde später bringt das Boot ihn in seine Hölle zurück. Mit starrtem Blick sieht er das deutsche Schiff Anker aufheben und Fahrt aufnehmen. Drüben ein Winken!

Er wendet sich zu seinen Krokodilen zurück, wo er am sichersten ist. Trotz allem ... ein Klingen und Schwingen erfüllter Pflicht ist in ihm. Ahnt er, daß seine Nachrich, noch auf lange Wochen der Schrecken Englands zu sein, als letztes deutsches Schiff, das die offene See hält?

Tausende von Deutschen, die stumm und namenlos fern von der Heimat für ihr Volk sich einsetzten, sind verschollen. Auch von dem einsamen Posten auf Neuguinea wissen wir nichts mehr. Sein Name ist unbekannt, nur seine Tat finden wir in Deutschlands Kreuzergeschichte verzeichnet.

Und doch eins drauß und jauchzt in uns, wenn wir der Tat dieses Namenlosen gedenken, der da in tiefer Seele der Heimat getreu war. Kann ein Volk, das solche Männer sein eigen nennt, untergehen?

Der seltsame Gast

Eine Kindheitserinnerung von Gustav Frenssen.

Mein Vater erzählte uns Kindern, als wir noch zu Hause waren, gern alle Geschichten, die er selbst erlebt oder die im Kirchspiel geschehen waren. Darunter diese: „Als meine Eltern, eure Großeltern, jung verheiratet waren, da mochte auf dem Petershof ein reicher Bauer, der hatte einen Sohn, der war schmund und im meistein auch gutwillig, aber in einigem von lebensschafflicher, kranker Natur. Als er siebzehn alt war, überfiel er an einamer Wegstelle die alte Botenfrau und raubte ihr die Geldtasche, um hoch Karten spielen zu können. Da er unerkannt blieb, machte er es nach einem Jahre, als er wieder in Schulden geraten war, noch einmal. Da aber wehrte sich die alte Frau und riß ihm ein Augenlid entzwei. Da sah er ein, daß er fliehen mußte. Weil er an den Geldschrank seines Vaters nicht heran konnte, ging er, das Taschentuch vor dem verletzten Auge, zu meinen Eltern, von denen er wußte, daß sie gerade dreihundert Mark im Schrank hatten, die sie von der Sparrkasse bekommen hatten, um eine Hausguld damit zu decken. Er lag, daß er beauftragt wäre, das Geld abzuholen; sein Vater war Postbesitzer der Sparrkasse. Meine Eltern hatten jahrelang, daß der Bauer ihnen das Geld erstatten oder daß der Sohn es wiederfinden würde. Es geschah aber weder dies noch das. Von dem Sohn hat man nie wieder gehört. Meine Eltern haben diesen Verlust niemals ganz überwunden. Der Geldverlust hat sie lange gedrückt; aber mehr noch und lebenslang der Treubruch; denn sie waren immer freundlich mit dem Jungen gewesen.“ So erzählte der Vater.

Nun, eines Weihnachtsabends, als wir Kinder gerade dabei waren, den Abendstern zu